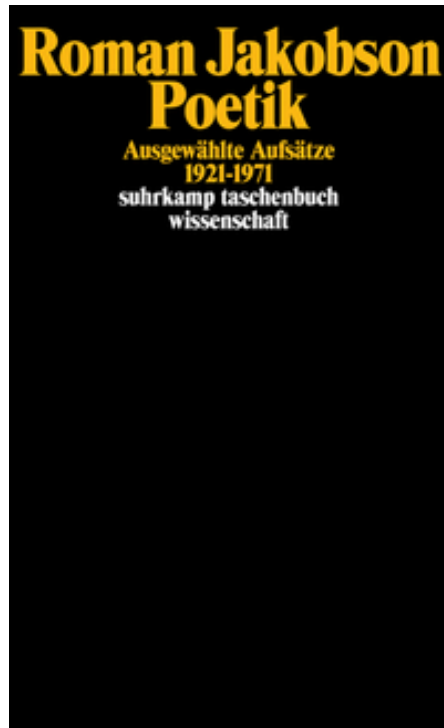


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Jakobson, Roman
Poetik

Ausgewählte Aufsätze 1921–1971
Herausgegeben von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 262
978-3-518-27862-8

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 262

Dieser Band faßt Roman Jakobsons wichtigste theoretische Schriften zur Poetik zusammen. Er enthält die beiden mittlerweile klassischen Texte »Linguistik und Poetik« und »Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie« wie auch Studien über den Realismus in der Kunst, die Folklore, das Verhältnis von Dichtung und Gesellschaft am Beispiel der Hussitendichtung sowie über den Parallelismus. In zwei vergleichenden Aufsätzen über Vladimir Majakovskij und Boris Pasternak expliziert Jakobson zum erstenmal das Verhältnis von Metapher und Metonymie, das dann im Strukturalismus (vor allem bei Claude Lévi-Strauss und Jacques Lacan) eine Schlüsselrolle einnehmen sollte.

Roman Jakobson Poetik

Ausgewählte Aufsätze
1921-1971

Herausgegeben von
Elmar Holenstein
und Tarcisius Schelbert

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

5. Auflage 2016

Erste Auflage 1979

© The Jakobson Trust

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 262

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1979

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-27862-8

Inhalt

Elmar Hostenstein

Einführung: Von der Poesie und der Plurifunktionalität
der Sprache 7

1. Teil: Allgemeine Poetik

Probleme der Literatur- und Sprachforschung [Strukturalistisches
Manifest, Mitautor: *Jurij Tynjanov*, 1928] 63

Was ist Poesie? [1934] 67

Linguistik und Poetik [1960] 83

Rückblick auf den Beginn einer Wissenschaft der Dichtkunst
[1965] 122

2. Teil: Schwerpunkte

[Die Rolle der subjektiven Einstellung:] Über den Realismus in der
Kunst [1921] 129

Die Folklore als eine besondere Form des Schaffens [Mitautor:
Petr Bogatyrev, 1929] 140

[Dichtung und Biographie/Geschichte:] Von einer Generation, die
ihre Dichter vergeudet hat [Zum Freitod Majakovskijs, 1930]
158

[Metapher und Metonymie:] Randbemerkungen zur Prosa des
Dichters Pasternak [1935] 192

Die Dominante [1935] 212

Dichtung und Gesellschaft [am Beispiel der Hussitendichtung,
1936] 220

Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie [Originalfas-
sung, 1961] 233

Der grammatische Parallelismus und seine russische Spielart [1966]
264

Unterbewußte sprachliche Gestaltung in der Dichtung [mit einem
zusätzlichen Beispiel aus der Guslaren-Dichtung als Anhang,
1970/71] 311

Elmar Holenstein
Einführung: Von der Poesie und der
Plurifunktionalität der Sprache

Die linguistischen und literaturwissenschaftlichen Arbeiten des *Cercle linguistique de Prague* figurieren gewöhnlich unter der Überschrift ›Strukturalismus‹. Weniger in Westeuropa als in den USA und in der Sowjetunion werden sie dagegen häufig gerade mit dem rivalisierenden Titel ›Funktionalismus‹ belegt. Für die amerikanische Linguistik ist die funktionale Fragestellung wohl das distinktive Merkmal der Prager Linguistik, das sie gleichermaßen unterscheidet vom (post-) Bloomfieldschen Strukturalismus, der sich auf die formale Klassifikation der sprachlichen Äußerungen beschränkte, und von der Transformationsgrammatik der Chomskyaner, von denen die funktionale Perspektive für die Aufklärung von Sprache und Sprachkompetenz als unwesentlich abgetan wird. In den frühen Selbstdarstellungen pflegten die Prager ihre Arbeiten mit beiden Ausdrücken gleichzeitig zu charakterisieren: ›funktionale und strukturelle Linguistik‹.

In der Tat bildete die funktionale Analyse den Ausgangspunkt für die beiden Schwerpunkte der Prager Linguistik, die Phonologie und die Poetik. Was einen Sprachlaut, ein Phonem, von einem gewöhnlichen Geräusch unterscheidet, ist seine Funktion, Bedeutungen zu unterscheiden. Was einen poetischen Text gegenüber einem gewöhnlichen sprachlichen Text auszeichnet, ist die Überlagerung der kommunikativen Funktion, der die Sprache ihre Entstehung verdankt und die sich in der Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf das Gesagte zeigt, durch die ästhetische Funktion, die sich in der Einstellung der Aufmerksamkeit auf die Struktur des Kommunikationsmittels, der sprachlichen Äußerung als solcher, manifestiert.

Die Funktionalanalyse zog die Strukturalanalyse unmittelbar nach sich. Nachdem die Funktion ausgemacht war, stellte sich die Frage, wie sich die Funktion der Bedeutungsunterscheidung im Lautsystem einer Sprache auswirkt, und wie die ästhetische Funktion, die Einstellung auf das Sprachmedium als solches, bewirkt wird. In der Phonologie führte diese Fragestellung zur Entdeckung

eines hierarchisch geordneten Systems von binären distinktiven Eigenschaften. Ein System von binären Oppositionen läßt sich als das rationellste Vorgehen zur Entschlüsselung von Informationen erklären. In der Poetik mündete die strukturelle Unterbauung der ästhetischen Funktion in der These, daß das Äquivalenzprinzip, das in der gewöhnlichen Rede für die paradigmatische Achse der Selektion (für die Auswahl einer sprachlichen Einheit aus einem Arsenal ähnlicherweise sinnvoller Einheiten als Glied einer sprachlichen Kette) konstitutiv ist, in einem poetischen Text auch für die Achse der Kombination bestimmend wird (vgl. unten S. 94). Poetische Texte sind durch ein vielfältiges Geflecht von Ähnlichkeits- und Kontrastbeziehungen zwischen ihren Bestandteilen geprägt, das ihnen den Charakter einer dichten Einheit verleiht.

In der Wissenschaftstheorie wird der teleologischen Fragestellung seit Kant ein heuristischer Wert zugestanden. Sie leitet die Forschung in der Freilegung und Systematisierung der einen zielorientierten Prozeß tragenden Mechanismen. Man denke an die systematische Freilegung und Zusammenfassung der Mechanismen des Blutkreislaufes, die Harvey mit der Entdeckung der Funktion des Herzens gelungen ist. In der Linguistik der letzten 60 Jahre zeigte sich die heuristische Fruchtbarkeit der teleologischen Fragestellung in der Komplementierung der finalen Erklärung weniger mit einer kausalen als vielmehr mit einer strukturalen Analyse. In der gegenwärtigen wissenschaftstheoretischen Literatur zur Teleologie und Funktionalanalyse fehlt jeglicher Bezug auf die überaus erfolgreiche linguistische Forschung in diese Richtung.¹ Man beschränkt sich auf Beispielsmaterial aus Anthropologie, Psychologie, Soziologie und Biologie, wobei nur aus der Biologie neuere Ergebnisse aufgearbeitet werden, während in den andern Wissenschaften die alten Beispiele, die sich schon in den klassischen Arbeiten der fünfziger Jahre von Hempel und Nagel finden, weitertradiert werden. Die Abwesenheit der Linguistik ist um so bedauerlicher, als diese neben der Kombination von Final- und Strukturalanalyse noch eine zweite Originalität aufzuweisen hat, das Phänomen der Plurifunktionalität.

In der wissenschaftstheoretischen Literatur wird so verfahren, als ob ein Gegenstand oder ein Prozeß jeweils immer nur *eine* Funktion haben könnte. Beim einzigen Ansatz einer plurifunktionalen Perspektive, der anthropologischen Unterscheidung zwischen

manifeste und latente Funktion, wird bezeichnenderweise die erste alsbald als Pseudofunktion abgetan. Die analytische Wissenschaftstheorie trifft sich in diesem Punkt mit dem Funktionalismus der zwanziger Jahre in Kunst und Architektur, der einem ausgesprochen extremen und, wie sich zeigen läßt, im wörtlichen Sinn infantilen Monofunktionalismus huldigte. Man hat in der Wissenschaftstheorie wohl das Phänomen der funktionalen Äquivalenz (›ein Zweck – mehrere Mittel‹) ausgiebig thematisiert. Ein Satz kann nicht nur durch Großschreibung hervorgehoben werden, sondern auch durch Kursivdruck, Sperrung oder Unterstreichung. Die vier Techniken sind funktional äquivalent. Das Gegenstück (›ein Mittel – mehrere Zwecke‹) bleibt dagegen unbemerkt und unausgewertet. Dabei ist die (potentielle) Plurifunktionalität eines Gegenstandes ein nicht zu unterschlagender Faktor bei der Prädiktion seines Überlebens, seiner zukünftigen Existenz, die einer pragmatisch orientierten Wissenschaftstheorie ebenso wichtig ist wie die Erklärung seiner jetzigen Existenz. Es ist ein noch kaum zur Kenntnis genommenes Verdienst des *Cercle linguistique de Prague*, das Phänomen der Plurifunktionalität thematisch angegangen zu haben. Er antizipierte damit in der Linguistik und, was ebenso Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte, in der Folkloristik um vierzig Jahre eine Bewegung, die in der Architektur erst in diesen Jahren zum Durchbruch gekommen ist. Nach der Entflechtung der Funktionen durch den Funktionalismus sucht man heute Gebäuden, Straßen und ganzen Städten (›Mehrzweckanlagen‹) wiederum etwas vom verlorenen Funktionenreichtum zurückzugeben.

Vor der Zuwendung zu einigen Problemen der Plurifunktionalität scheint es angebracht zu sein, das Wortfeld von ›Funktion‹ etwas zu erläutern. Zumal in der deutschsprachigen Literaturtheorie mag die Rede von einer ›ästhetischen‹ oder ›poetischen Funktion‹ der Sprache mit ›szientistischen‹ und technologischen Konnotationen verbunden sein, von denen man sie und sich gerne freihalten möchte. Anders als bei der Rede von einer *Funktion* hat kaum jemand bei der Rede von einem *Ziel* den Verdacht, sprachliche Phänomene zu verfremden. Funktion und Ziel sind jedoch zwei korrelative Begriffe. Ziele werden in der Regel selbständigen Entitäten zugeschrieben, Funktionen unselbständigen Entitäten. Selbständigkeit und Unselbständigkeit sind in einem gewissen Ausmaß Ansichtssache. Betrachtet man einen Sprecher als selbständig, fragt

man nach dem *Ziel*, das er mit seiner Rede verfolgt. Betrachtet man ihn dagegen als unselbständig, wenn es sich um den Sprecher einer Körperschaft, etwa einer Regierung, handelt, fragt man nach seiner *Funktion*. Die Zuordnung des Funktionsbegriffs zu einem unselbständigen Teil eines umfassenderen Ganzen hat sich auch in der metonymischen Verwendung des Ausdrucks ›Part‹ für ›Funktion‹ niedergeschlagen. Kulturelle Entitäten, wie die Sprache, und Handlungen, wie das Sprechen, sind *per se* unselbständig. In bezug auf Sprachen und Sprechakte fragt man daher nicht nach deren *Ziel*, außer man verselbständige sie in einer Personifikation, sondern nach deren *Funktion*. Man spricht nur von der *Funktion* eines Gegenstandes oder eines Prozesses, wenn diese entweder von einem Subjekt gebraucht werden, das mit ihnen ein *Ziel* intendiert, oder aber in ein System integriert sind, das im Sinne der Kybernetik zielgerichtet ist. Die funktionale Analyse (eines unselbständigen Teils) setzt also die finale oder teleologische Analyse (des selbständigen Ganzen, dessen Teil er ist) voraus und umgekehrt. Es ist diese innerliche Verbindung der funktionalen Analyse mit der Beziehung zwischen einem Ganzen und seinen Teilen, der den gemeinsamen Nenner von Funktionalismus und Strukturalismus abgibt. Jakobson hatte bei der Prägung des Slogans ›Strukturalismus‹ (1929) die Aufdeckung der inhärenten Gesetzmäßigkeiten einer beliebigen Gruppe von Phänomenen, die nicht als eine mechanische Anhäufung, sondern als ein strukturelles Ganzes zu behandeln sind, als das spezifische Interesse einer strukturalistisch zu nennenden Wissenschaft angeführt.

Während der Zweckbegriff nur gebraucht wird, wenn etwas ein Mittel für ein Subjekt ist, kann ›Funktion‹ gleicherweise für etwas verwendet werden, das auf ein Subjekt verweist, wie für etwas, das in ein System integriert ist. Ist nicht (nur) die zielorientierte Entität, sondern (auch) das Mittel ein Subjekt, spricht man mit Vorzug von seiner *Rolle*. Die Rede von seiner *Funktion* ist gleichfalls gängig, während die Rede von seinem *Zweck* nur in Sonderfällen, bei einer Versachlichung, gebraucht wird.

Von Bühlers Drei- zu Jakobsons Sechsfunktionenschema

Ein charakteristischer Zug des Prager Strukturalismus im allgemeinen und Roman Jakobsons im besonderen besteht darin, daß

die Poetik als ein unveräußerlicher Bestandteil der Linguistik behandelt wird. Man kann noch weitergehen und die Ansicht vertreten, daß die wichtigsten Prinzipien der strukturalen Linguistik ihren Ausgangspunkt im Studium der poetischen Sprache haben und von ihm geprägt sind (vgl. Holenstein, 1975: 32 f., 42, 63). Das gilt nicht zuletzt für die Funktionalanalyse. Es war weder ein abstrakt formuliertes funktionales Prinzip noch ein ursprünglich an der gewöhnlichen Sprache entdecktes und erprobtes Funktionenschema, das nachträglich auf poetische Texte ausgedehnt wurde. Es war vielmehr gerade umgekehrt die Suche nach dem Wesen der poetischen Sprache, der ›Poetizität‹, nach dem, was eine sprachliche Äußerung zu einer poetischen Äußerung macht, die zur Unterscheidung von verschiedenen sprachlichen Funktionen und zur Entdeckung von wechselnden Hierarchien von Funktionen geführt hatte.

Die frühesten Ansätze stammen aus der Zeit des Russischen Formalismus. Bereits 1916 beschrieb L. P. Jakubinskij, wie Jakobson Gründungsmitglied der Petersburger »Gesellschaft für die Untersuchung der dichterischen Sprache« (*Opojaz*), den Unterschied zwischen gewöhnlicher und poetischer Sprache in finaler Perspektive:

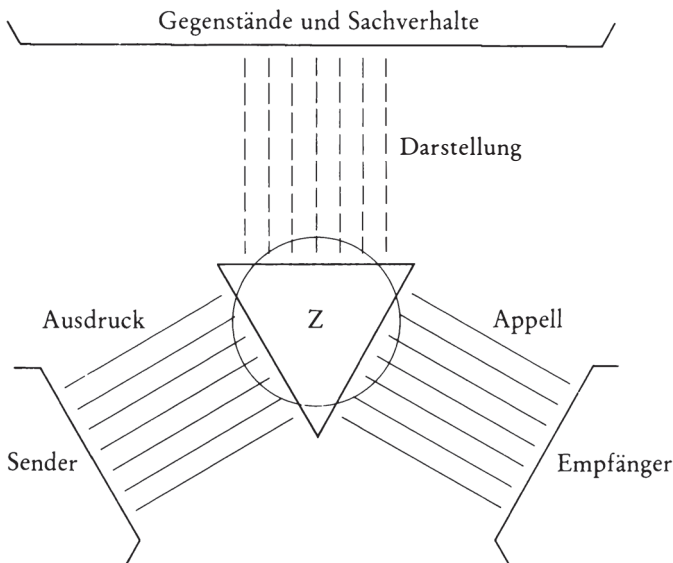
Die sprachlichen Phänomene sind jeweils vom Gesichtspunkt des vom sprachlichen Subjekt anvisierten Ziels her zu klassifizieren. Gebraucht das Subjekt sie mit dem rein praktischen Ziel der Kommunikation, hat man es mit dem System der Alltagssprache zu tun, in dem die sprachlichen Formanten (Laute, morphologische Elemente usw.) keinen autonomen Wert haben und nur ein Kommunikationsmittel sind. Man kann sich jedoch andere sprachliche Systeme vorstellen (sie sind in der Wirklichkeit auch vorzufinden), in denen das praktische Ziel zweitrangig wird (obschon es nicht ganz verschwindet) und die sprachlichen Formanten dadurch einen autonomen Wert erlangen. (Zitiert Eichenbaum, 1927: 39).

Drei Jahre später hebt Jakobson in seinem großen Vortrag über »die neueste russische Poesie« im Moskauer Linguistenzirkel die poetische Sprache in Abwehr einer psychologistischen Deutung der Dichtung zusätzlich von der emotionalen Sprache ab. Während die praktische Sprache des Alltags und die emotionale Sprache durch ihre kommunikative Funktion definiert werden, wird die Poesie als »Sprache in ihrer ästhetischen Funktion« bestimmt. Poesie ist »nichts anderes als eine Äußerung mit Einstellung auf den Ausdruck« (1921: 31). Das Wort wird in ihr nach der Formu-

lierung Chlebnikovs »eigenwertig, eigenmächtig«, während sie in bezug auf den Gegenstand der Rede, die Referenz, auf die man in der praktischen Sprache eingestellt ist, indifferent bleibt. Mit der emotionalen Sprache hat sie eine enge Verbindung zwischen dem Lautmoment und der Bedeutung gemeinsam.

In den programmatischen »Thesen des *Cercle linguistique de Prague*« anlässlich des I. Slavistenkongresses im Jahre 1928 wurden diese Ansätze aus dem Russischen Formalismus übernommen. Der Abschnitt über die Funktionen der Sprache, der den Interessen der Prager gemäß in einem eigenen Paragraphen »Über die poetische Funktion« gipfelte, akzentuiert die Vielfalt der Funktionen. Die Aufzählung erfolgte, abermals typisch für die Prager, in binären Gegenüberstellungen: innere und manifeste, intellektuelle und emotionale (die Sprecher-zentrierte expressive und die Hörerorientierte appellative Funktion umfassend), praktische und theoretische sowie Sprache mit kommunikativer und Sprache mit poetischer Funktion. Der prominente Platz der inneren Sprache, die in der analytischen Sprachphilosophie einen so schweren Stand hat, dürfte ebenfalls einem russischen Einfluß zu verdanken sein. Auf dem IX. Internationalen Psychologenkongreß 1929 hatten die beiden russischen Sprachpsychologen Wygotski und Luria die spezifische Funktion und Wygotski 1934 in seinem inzwischen zu einem Klassiker der Sprachpsychologie avancierten Buch *Denken und Sprechen* die spezifische Struktur der inneren Sprache vorgelegt. Ihre spezifische Funktion besteht in der Lösung von Problemen und in der Organisation der aus dieser Lösung gefolgerten Handlungen. Wichtig für die nächsten Etappen ist, daß die »Thesen« (1929: 14, 21) ganz in der Linie von Jakobsons eben angeführten Moskauer Vortrag die beiden zentralen Funktionen, die praktisch-kommunikative und die poetische Funktion, konstitutiven Komponenten des Sprechereignisses zuordnen. In der kommunikativen Funktion ist die Intention des Sprechers auf das Bezeichnete (*le signifié*) ausgerichtet, in der poetischen Funktion auf das Zeichen selbst (*le signe lui-même*), den sprachlichen Ausdruck als solchen.

In den frühen dreißiger Jahren veröffentlichte Karl Bühler (1934: 24 ff.) in Ausarbeitung einer früheren Skizze (1918) sein berühmtes Funktionenschema der Sprache (Fig. 1).



Daß die Prager dieses sog. Organonmodell aufgreifen würden, war naheliegend. Aus einem historischen Grund: Bühler war ihnen durch Vorträge in ihrem Kreis und über seinen Wiener Kollegen Trubetzkoj wohlvertraut. Und aus zwei sachlichen Gründen: Zum einen fehlte im sich systematisch präsentierenden Ansatz Bühlers die poetische Funktion, für die Prager ein Eckpfeiler der sprachlichen Funktionalanalyse. Die poetische Sprache wurde von Bühler, wie weithin geläufig und bei einem Psychologen nicht ganz unerwartet, mit der Ausdrucksfunktion in Verbindung gebracht. Zum anderen treffen sich die Prager und der Bühlersche Ansatz im Versuch, die Funktionen den konstitutiven Komponenten des Sprechereignisses zuzuordnen und in ihnen zu verankern. Bühler beschränkte sich auf die drei außersprachlichen Fundamente der Sprechsituation, den Sprecher, den Hörer und den Gegenstand der Rede. Die eigentlichen sprachlichen Komponenten blieben dagegen außerhalb seiner Reflexion, obwohl ihn sein illustres Schema geradezu darauf hätte stoßen sollen. Der zentrale Faktor seines Schemas, das *Zeichen Z*, bleibt in seiner Funktionalanalyse unausgewertet. Dabei wird er von ihm durchaus differenziert gezeichnet

und kommentiert. Die Wiedergabe des sprachlichen Zeichens durch ein von einem Dreieck überlagerten Kreis und die Inkongruenz der beiden Figuren soll auf die apperzeptive Ergänzung hinweisen, die das sinnliche Lautmaterial in der sprachlichen Verwendung erfährt. Modell und Begleittext laden so geradenwegs zur Abhebung des *Kodes* (d. h. des Sprachsystems, das für die apperzeptive Gestalt – versinnbildet durch das Dreieck – des Lautmaterials – versinnbildet durch den Kreis – maßgebend ist) als einer selbständigen Komponente ein. Auch der physische *Kanal*, der Sprecher und Hörer verbindet, ist durch die kontinuierliche Linienführung deutlich vom bloß intentionalen bzw. symbolischen Bezug auf die Gegenstände der Rede (gestrichelte Linien) unterschieden. Kurz, es war zu erwarten, daß eine immanente ›linguistische‹ Komplementierung von Bühlers Modell (und nicht bloß eine äußerliche *ad-hoc*-Akkumulation, wie es das Schicksal der meisten wissenschaftlichen Modelle ist) nur eine Frage der Zeit sein würde. Dem Zeichen als solchen und ganzen entspricht die poetische, dem Kode die metasprachliche und dem Kanal die phatische Funktion der Sprache.

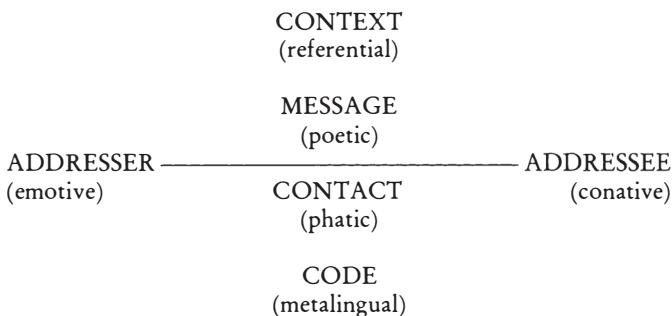
Die Auffüllung von Bühlers Organonmodell erfolgte etappenweise. Der erste Schritt bestand in der Koppelung der beiden Ansätze, der Bühlerschen Trichotomie und der Dichotomie des Russischen Formalismus und des Prager Strukturalismus zwischen praktischer und poetischer Funktion. Sie fand ihren ersten expliziten und schriftlichen Niederschlag in Mukařovskýs Beitrag zum Kopenhagener Linguistenkongreß *anno* 1938 (48)²:

Eine vierte Funktion, die das Bühlersche Schema unerwähnt läßt, ... steht in einem Gegensatz zu allen anderen: sie stellt nämlich in den Mittelpunkt des Interesses die Komposition des Sprachzeichens, während die erstgenannten drei zu außersprachlichen Instanzen und zu Zielen tendierten, die das Sprachzeichen überschreiten. Durch Vermittlung der ersten drei Funktionen gewinnt die Anwendung der Sprache praktische Tragweite; die vierte Funktion dagegen entreißt sie dem unmittelbaren Zusammenhang mit der Praxis; man kann diese Funktion als die ästhetische bezeichnen, alle übrigen im Verhältnis zu ihr könnte man zusammenfassend die praktischen Funktionen nennen. Die Konzentration der ästhetischen Funktion auf das Zeichen selbst erscheint als direkte Folge der Autonomie, die den ästhetischen Erscheinungen eigen ist.

1952 kam als fünfte die metasprachliche Funktion hinzu (siehe Jakobson, 1953: 556ff.). Es war die hohe Zeit der Kommunika-

tionstheorie und der logischen Analyse der Sprache. Die Kommunikationstheorie brachte eine verstärkte und präzisierende Reflexion auf den Kode der Sprache als einen eigenständigen Faktor des Sprechereignisses und die Ersetzung des mehrdeutigen Saussure'schen Gegensatz von *langue* – *parole* durch den konziseren von *code* – *message*. Die systematische Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache wurde von der Logik (Tarski, 1936)³ zur Vermeidung von Antinomien (Antinomie des Lügners, heterologischer Terme usw.) bzw. zur Definition der Wahrheit urgiert. Bei Jakobson (vgl. 1962) steht ein anderes Anliegen im Vordergrund: die Unumgänglichkeit metasprachlicher Äußerungen für den Erwerb und das Verständnis der Sprache. Neue und fremde sprachliche Einheiten werden durch ihre Umschreibung mit und ihre Abgrenzung von bereits vertrauten Einheiten angeeignet und verständlich gemacht.

1956 folgte als Abschluß die Integration der vom Funktionalisten Malinowski⁴ erstmals beschriebenen phatischen Funktion in das nun sechsgliedrige Funktionenschema. Gewisse sprachliche Äußerungen haben keine andere Funktion als den Kontakt mit jemandem herzustellen, zu bestätigen oder zu verlängern, ohne dabei eine Information inhaltlicher Art zu machen (vgl. unten S. 91). Die Textunterlage der *Presidential Address* vor der *Linguistic Society of America* von 1956 (erstmalig 1976 publiziert) vereinigte die sechs Komponenten des Sprechereignisses und die ihnen zugeordneten Funktionen, die vier Jahre später in »Linguistik und Poetik« in zwei Figuren aufgeteilt wurden (vgl. unten S. 88 und 94) in einer Figur (Fig. 2).



Die Geltungsansprüche der Sprache

Unabhängig vom Bühler-Jakobsonschen Funktionenschema wurden im Rahmen der Sprechakttheorie verschiedentlich Klassifikationen von sprachlichen Funktionen vorgenommen. Der von Habermas (1971: 111ff.) vorgelegte Systementwurf ist für einen Vergleich mit Bühler-Jakobson besonders ergiebig. Die beiden Ansätze laden – ohne Künstelei und Vergewaltigung – zu einer wechselseitigen Ergänzung ein. Wie Bühler und Jakobson begnügt sich Habermas nicht mit einer bloßen, letztlich ebenso end- wie haltlosen Aufzählung von Funktionen. Es wird ein Prinzip angegeben, das die Klassifikation zu ordnen erlaubt. Geboten wird hier wie dort eine Art Deduktion der Klassifikation aus einem vorgegebenen Fundament. Bei Bühler und Jakobson kann man von einer strukturalen oder phänomenologischen Deduktion sprechen, insofern von den dem Sprechereignis inhärenten Fundamenten ausgegangen wird. Charakteristisch für einen phänomenologischen Ansatz ist ja gerade die Zurückführung von funktionalen Möglichkeiten auf strukturelle Vorgegebenheiten, gewissermaßen die Umkehrung der funktionalistischen Devise ›Form follows function‹ in ›Die Funktion ist von der Struktur vorgezeichnet‹. Die Basis der Deduktion bei Bühler-Jakobson kann aber auch als genuin linguistisch, genauerhin als eigentlich sprechakttheoretisch¹ bezeichnet werden, insofern auf die drei außersprachlichen (Sprecher, Hörer, Sachverhalt) und die drei innersprachlichen Komponenten der Rede (Kanal, Kode, Botschaft) rekurriert wird.

Bei Habermas mag man in freier Anlehnung an Kants Deduktion der reinen Verstandesbegriffe (Kategorien) zwischen einer empirischen und einer transzendentalen Deduktion unterscheiden. Die empirische (Entdeckungs-)Basis seiner Klassifikation bilden die unterscheidbaren Typen von Verben, die sich performativ (z. B. sagen, versprechen) und/oder deskriptiv (z. B. verheimlichen, zählen) auf Sprechakte beziehen. Die transzendente (Rechtfertigungs-)Basis, mit der die empirische Klassifikation durch den Nachweis ihrer Systematik legitimiert werden soll, bilden teils (nach seiner Meinung) nicht weiter hinterfragbare Unterscheidungen ontologischer und epistemologischer Art, »deren wir mächtig sein müssen, wenn wir überhaupt in eine Kommunikation eintreten wollen« (1971: 113), teils Geltungsansprüche, die bei einem

vernünftigen Diskurs von jedem Teilnehmer implizit oder explizit vorausgesetzt werden.

Die Sprechakt-Verben lassen sich in vier bzw. sechs Gruppen aufteilen. (1.) Kommunikativa sprechen den pragmatischen Sinn der Rede aus (Verben: sprechen, widersprechen usw.). (2.) Konstativa drücken den Sinn der kognitiven Verwendung von Sätzen aus (beschreiben, bejahen usw.). (3.) Repräsentativa den pragmatischen Sinn der Selbstdarstellung eines Sprechers vor einem Hörer (offenbaren, verleugnen usw.). (4.) Regulativa den Sinn der praktischen Verwendung von Sätzen (befehlen, verzeihen usw.). (5.) Institutionelle Sprechakte dienen im engeren Sinn verbalen Handlungen (begrüßen, ernennen). (6.) Operativa schließlich sind Ausdrücke für die Anwendung logischer oder linguistischer Regeln (definieren, addieren usw.).

Beiden meisten Sprechaktklassifikationen fällt auf, daß sich unter den an prominenter Stelle angeführten Klassen immer solche finden, die sich ohne weiteres Bühlers drei Grundfunktionen zuordnen lassen. Dies trifft auch für Habermas' Klassifikation zu. Die Funktion der Konstativa ist darstellend, die der Repräsentativa expressiv und die der Regulativa appellativ. Die Abweichungen beginnen mit den übrigen Funktionen. So wird die ästhetisch-poetische Funktion in den Sprechakttheorien entweder überhaupt nicht in Betracht gezogen oder aber ihrer Autonomie beraubt, indem sie, wie in der analytischen Sprachphilosophie üblich, emotiven Akten subsumiert wird. Immerhin wäre zur Kenntnis zu nehmen, daß es in verschiedenen Sprachen, so auch im Deutschen, ein eigenes Verb für poetische Sprechakte gibt: ›dichten‹.

Noch naheliegender ist die Anerkennung einer eigenständigen ästhetischen Funktion beim Rekurs auf Geltungsansprüche zur Systematisierung der Sprechakte. Die Thematisierung von Geltungsansprüchen der Rede ist nämlich eine alte philosophische Tradition, in der gerade ein ästhetischer Geltungsanspruch einen festen (meistens dritten) Platz hat: »Drei Eigenschaften muß nach meiner Meinung die Rede haben, wenn sie Lob verdienen will: *claritas*, *veritas* und *elegantia*« (Leibniz, 1670: 19). *Elegantia* wird gewöhnlich mit ›Glanz‹ übersetzt: »Die deutsche Poesie gehört hauptsächlich zum Glanz der Sprache...« (Leibniz, 1697: 486).⁶ Die Rede soll also klar (verständlich), wahr und glanzvoll (schön) sein.

In Habermas' Diskursanalysen (1976: 246, 259) kommen vier

Geltungsansprüche zur Diskussion: Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Richtigkeit und Verständlichkeit. Die Wahrheit ordnet er den konstativen Sprechhandlungen zu, die Wahrhaftigkeit den expressiv-repräsentativen und die Richtigkeit den appellativ-regulativen. Der Geltungsanspruch der Verständlichkeit bleibt ohne spezifisches Korrelat. Die Verbindung von Habermas' mit Jakobsons Funktionalanalyse erlaubt zum einen den freischwebenden Geltungsanspruch der Verständlichkeit einer spezifischen Sprechaktfunktion zuzuordnen und sie gestattet zum anderen den traditionellen Geltungsanspruch der Eleganz in die Klassifikation der sprachlichen Funktion zu integrieren. Der Geltungsanspruch der Verständlichkeit entspricht der (semiotisch-linguistisch interpretierten) metasprachlichen Funktion, der Geltungsanspruch der *Elegantia* der ästhetisch-poetischen Funktion.

Die primäre Funktion einer metasprachlichen Äußerung in der Umgangssprache besteht in der Interpretation und paraphrasierenden Erläuterung von nicht unmittelbar verständlichen Äußerungen. Es gehört zum Wesen des sprachlichen Zeichens, daß es – endlos – durch andere sprachliche Zeichen substituiert und so bei einer Übersetzung in oder Paraphrasierung mit bereits gängigen Zeichen verständlich werden kann. Neben der situationsgerechten Verwendung ist die metasprachliche Umschreibung durch ein – adäquates – anderes Zeichen das Kriterium für das Verständnis eines ersten Zeichens.

Als Geltungsanspruch für die verbleibende phatische Funktion kann der intersubjektive Kontakt genannt werden. In ihr geht es um die Herstellung einer »Atmosphäre der Soziabilität« (Malinowski, 1932: 315). Man kann aber auch die Gleichheit anführen, die den Kontakt allererst ermöglicht. Die »phatische Kommunion« setzt voraus, daß die Kommunikationspartner über einen gemeinsamen Kanal, über die »gleiche Wellenlänge« verfügen. Jakobson (siehe unten S. 91) führt als Beispiel eines phatischen Kontakts das ›hm! hm!‹ an, mit dem eine Lautsprecheranlage überprüft wird. Habermas hat in seinen kommunikationstheoretischen Aufsätzen nicht diese elementare ›materiale‹ Gleichheit, die eine Bedingung der Möglichkeit für ein Gespräch überhaupt ist, im Auge, sondern eine höherstufige ›soziale‹ Gleichheit, die eine Voraussetzung für einen von physischem (ökonomischem) wie moralischem Druck freien wissenschaftlichen Diskurs ist.

Eine ausbaubedürftige, aber auch ausbaufähige Stelle in Jakob-

sons wie Habermas' Funktionenanalyse ist der Gegenstandsbezug der Sprache, der bloß konstativ gefaßt wird, als ob sich Sprache nur auf Realität beziehen könnte, insofern sie bereits vorsprachlich, wahrnehmungs- und/oder denkmäßig, gegeben ist. Weite Gegenstandsbereiche sind dem menschlichen Geist überhaupt nur über eine verbale oder nonverbal-semiotische Konstitution erschlossen (vgl. Holenstein, 1976a: 149 ff., 163 ff.; 1978). Wir können intuitiv, mit bloßem Auge, fünf bis sechs Striche erfassen und unterscheiden, Gruppen von 15 und 16 Strichen können wir jedoch nur in ihrer exakten Anzahl erfassen und auseinanderhalten, wenn wir sie abzählen, d. h. mittels eines Zeichensystems. Mit Handlungen verhält es sich ähnlich. Für einfachste motorische Bewegungen genügt die sinnliche Wahrnehmung als Basis. Komplexere Handlungen und Handlungskoordinationen, wie der Bau eines Hauses, bedürfen dagegen eines Planes, d. h. wiederum eines verbalen oder nonverbalen Zeichensystems. Die funktionale Gleichstellung von verbalen und nonverbalen Zeichensystemen ist dahin zu präzisieren, daß komplexere Zeichensysteme ohne sprachlich formulierten Kommentar kaum ›lesbar‹ sind. Die Komponente des Sprechereignisses, der die konstitutive Funktion zugeordnet werden kann, ist die innere (mentale, intentionale) Formulierung. Die Hauptfunktion der inneren Sprache, wie sie von den russischen Sprachpsychologen Wygotski und Luria analysiert worden ist, besteht gerade in der Lösung komplexer kognitiver Probleme und in der planerischen Organisation von Handlungen.⁷ Der Geltungsanspruch, dem kognitiv konstitutive Akte zu genügen haben, ist die Konsistenz des zu Konstituierenden. Bei den pragmatisch planifikatorischen Sprechakten kommt die Realisierbarkeit hinzu. Die Konsistenz ist auch der Geltungsanspruch, auf den man bei der Habermasschen Klasse der Operativa (ableiten, zählen usw.) kommt. Die operativen lassen sich den konstitutiven Sprechakten als eine Sondergruppe zuordnen.

Die konstitutive Funktion ist unzweifelhaft eine sekundäre Funktion, die ihr Dasein der prinzipiellen Plurifunktionalität einer Struktur, die ursprünglich in anderer Absicht geschaffen worden ist, verdankt. Die primäre Funktion der Sprache, der sie ihre Entstehung verdankt, ist die intersubjektive Kommunikation.⁸ Eine Vorbedingung der Kommunikation ist die Wahrnehmbarkeit der Zeichen, ihre Äußerung. Der elementare Geltungsanspruch, der sinnlichen Realitäten eignet, ist ihre Intersubjektivität. Zum Wesen

natürlicher physischer Realitäten gehört, daß sie prinzipiell auf Subjekte verweisen, die sie wahrnehmen können. Zum Wesen kultureller Realitäten gehört es, daß sie auf solche Subjekte verweisen, die sie, ihre Funktion und ihre Gestalt, konstituiert haben. Die Funktion der Äußerung deckt sich in etwa mit der phatischen Funktion. Die Äußerung besteht in der Aktualisierung, der Inbetriebnahme des Kanals.

Die Zuordnung von Geltungsansprüchen zu Jakobsons Funktionsschema, unter Anfügung der zwei zuletzt genannten Funktionen, ergibt folgende Tabelle:

Fundament im Sprech- ereignis	Funktion	Geltungsanspruch
Sprecher	emotiv (expressiv)	Wahrhaftigkeit (Aufrichtigkeit)
Hörer	konativ (appellativ)	Richtigkeit (Normativität)
Gegenstände	referentiell	Wahrheit (Adäquatheit)
Kanal	phatisch	Kontakt (Gleichheit)
Kode	metasprachlich	Verständlichkeit (Klarheit)
Botschaft	poetisch (ästhetisch)	Schönheit (<i>splendor structurae</i>)
Äußerung	kommunikativ	Wahrnehmbarkeit (Intersubjektivität)
Innere Formu- lierung	konstitutiv	Konsistenz (Realisierbarkeit)

Problematischer als die Koordination von Funktionen und Geltungsansprüchen dürfte die ebenfalls von Habermas (1971: 113 ff.) vorgenommene Zuordnung von altehrwürdigen philosophischen Unterscheidungen sein, »Sein und Schein« für die Konstativa, »Wesen und Erscheinung« für die Repräsentativa, »Sein und Sollen« für die Regulativa. Zusammen erlauben sie nach Habermas die zentrale Unterscheidung zwischen einem »wahren« und einem »falschen« Konsens.

Zumindest die erste Unterscheidung ist durchaus hinterfragbar und in ihrer Genesis phänomenologisch analysierbar. Die konstativen Sprechakte, für welche die Beherrschung dieser Unterscheidung konstitutiv ist, betreffen durchweg den modalen Status von Aussagen, die Weise ihrer Gewißheit (noetisch: vom Erkenntnis-subjekt bzw. von dessen Akten her gesehen), die Weise der Gültigkeit (noematisch: vom Erkenntnisobjekt bzw. dessen Gegebenheitsweisen her gesehen). Gewißheit konstituiert sich, wie eine phänomenologische Analyse zeigt (Holenstein, 1972: 54f., 68ff.,